

geist.voll.

spirituell | orientierend | praktisch

3/2017

ISSN 1815-4859

Innovation Neues wagen

- Neue Wege in der Pastoral
- Neues im eigenen Leben
- Lernen aus der Zukunft

Inhalt

„INNOVATION NEUES WAGEN“

- 04 **Patrik C. Höring**
Neue Wege in der Pastoral. „Vertraut den neuen Wegen,
auf die der Herr uns weist“
- 09 **Felicitas Heyne**
Dem Neuen eine Chance geben
- 13 **Markus F. Peschl**
Innovation als Hinhören auf das, was entstehen will.
Zukunftsorientierte Innovation und der Blick der Weisheit
- 18 Weiterführende Hinweise
- Spiritualität konkret
- 19 **Stephan Ackermann**
Christlich streiten
- Ignatius verstehen
- 20 **P. Willi Lambert SJ**
Ignatianisch entscheiden – Die „Freiheit zum Gegenteil“
Regeln zur Unterscheidung der Geister – Teil 3
- Gegenargument
- 22 **Willibald Sandler**
„Für Verstorbene zu beten, ist überflüssig“
- 24 aufgefunden

Impressum

TITEL: „*geist.voll*“ spirituell. orientierend. praktisch“; Medieninhaber (Verleger): Erzdiözese Wien, A-1010 Wien, Wollzeile 2; Herausgeber: Pastoralamt – Erzdiözese Wien, Referat für Spiritualität
REDAKTION: Dr. Beate Mayerhofer-Schöpf, P. Anton Aigner SJ, P. Dr. Thomas Neulinger SJ; alle: 1010 Wien, Stephanspl. 6/1/5/Zi. 554; Tel. (01) 515 52-3309, Fax: -2371; fgl@edw.or.at, Homepage: www.erzdioezese-wien.at/geistvoll
GESTALTUNG: Peter List; Coverfoto: © robert - Fotolia.com; DRUCK: Netinsert, 1220 Wien | Erscheint viermal jährlich, Jahresabo € 12/ Einzelheft € 3; OFFENLEGUNG: Die Zeitschrift „*geist.voll*“ dient sowohl der theologischen und praxisbezogenen Information über die Ignatianischen Exerzitien und über andere Formen der Spiritualität als auch der Auseinandersetzung damit.

Liebe Leserin, lieber Leser!

Jedes kleine Kind streckt sich voll Neugierde nach etwas Neuem aus: nach einem neuen Spielzeug, nach einer neuen Geschichte, (nicht immer, aber manchmal auch) nach einem neuen Gesicht. Je älter wir werden, umso geringer wird diese Lust nach Neuem, nach Neuem in jeder Form. Wer nur mehr zurückblickt, erfährt das Neue vor allem als Bedrohung. Das Leben wird starr und langweilig, von „Lust“ nach Neuem kann keine Rede mehr sein. Das ist schade!

Was für den Menschen als Individuum gilt, ist ebenso bei Gemeinschaften, die von Menschen gebildet werden, zu beobachten: bei Vereinen, Organisationen, Institutionen. Die katholische Kirche ist eine sehr alte Institution. Kein Wunder, dass hier Erneuerungsprozesse, wie sie derzeit vor allem in der Neustrukturierung der Pfarren und Gemeinden auf dem Plan stehen, sehr zaghaft und zäh vorankommen. Die Neugierde an neuen Gestaltungsformen oder gar die Lust an Experimenten halten sich in Grenzen. Das Gegenteil wäre eine Überraschung. „Neues lustvoll wagen“ lautet das Thema dieses Heftes. Diesem „Wagnis“ stehen starke Gegenkräfte gegenüber. Doch wer diesen Abwehrkräften zu leicht nachgibt, versäumt einiges. Denn „Leben“,

wirkliches Leben, ist immer verbunden mit Veränderung, mit „Neu-werdung“.



Während ich dieses Editorial verfasse, steht gerade das Pfingstfest vor der Tür. Wir Christen denken daran, dass uns Jesus seinen Geist verheißen hat, der uns „antreibt“, „ermuntert“, „entflammt“, wie wir in den alten Hymnen beten und singen. Wir Christen sind geisterfüllte Menschen. In der Firmung wurde uns das ausdrücklich zugesagt. Und dieser Geist, der Heilige Geist, ermuntert uns, „Neues lustvoll zu wagen“, in der großen Institution Kirche ebenso wie in unserem privaten Leben. Das ist nicht immer leicht. Beim Alten, Gewohnten, Vertrauten zu bleiben ist (meist) einfacher. Schon Paulus musste seinen Lieblingsschüler Timotheus ermahnen: „Entfache die Gnade Gottes ... denn Gott hat uns nicht einen Geist der Verzagtheit gegeben, sondern einen Geist der Kraft, der Liebe und der Besonnenheit.“ (2 Tim 1, 6f)

Es würde mich freuen, wenn Sie durch die Lektüre dieses Heftes wieder mehr Lust verspüren würden, Neues zu wagen!

Ihr
P. Josef Anton Aigner SJ
*Theologischer Berater im Referat
für Spiritualität*

Vorschau auf die kommende Ausgabe: **Heiliger Geist**



Prof. Dr. Patrik C. Höring
ist Professor für Katechetik und Didaktik des Religionsunterrichts
an der Phil.-Theol. Hochschule der Steyler Missionare in Sankt Augustin.

Neue Wege in der Pastoral

„Vertraut den neuen Wegen, auf die der Herr uns weist“¹

„Neue Wege in der Pastoral“ oder den „Aufbruch wagen“ sind Schlagworte, die in der (deutschsprachigen) Pastoral Jahrzehnte alt sind. Seit einigen Jahren sind Begriffe wie „missionarische Pastoral“ oder „innovative Pastoral“ hinzugekommen. Offensichtlich ist das Neue bzw. die Suche nach dem Neuen (was auch immer es bezeichnen mag) zu einem „cantus firmus“ der christlichen Konfessionen geworden. Was steckt dahinter? Und was ist darunter zu erwarten?

Mit Kirche assoziiert der – auch seitens der Praktischen Theologie immer wieder gerne im Rahmen von empirischen Untersuchungen befragte – Zeitgenosse eigentlich das genaue Gegenteil: nicht Innovation und Zeitgemäßheit, sondern eher Tradition und Rückwärts-gewandtheit. Und genau in dieser Spannung befinden sich derzeit die Kirchen in Mitteleuropa. Auf der einen Seite stehen die, die durchaus nach neuen Wegen suchen, sie aber letztlich zum Zwecke der Restaurierung einer lebendigen Volkskirche beschreiten

wollen. Und auf der anderen Seite jene, die sich vollends verabschieden wollen (oder bereits verabschiedet haben) von jener Form von Kirche, die bis zu Beginn der 1960er Jahre den Zeitumständen angemessen war und daher gut funktioniert hat, nun aber durch neue Sozialformen zu ersetzen sei.

Zwischen diesen Polen bewegen sich derzeit Initiativen und Projekte auf den unterschiedlichen Ebenen kirchlichen Lebens. Anhand von drei Grundformen seien sie im Folgenden erläutert.

„ÖFFNET DIE TÜREN!“ – DIE EINLADENDE GEMEINDE

Die erste und einfachste Form der Innovation bezieht sich auf das bereits Vorhandene: Bekannte Veranstaltungsformen und -orte, über lange Zeit bewährte Medien erfahren einen „Relaunch“, in der Hoffnung, damit neue Besucher anzulocken. Gerade die ausgiebige Rezeption der Lebensweltforschung im Anschluss an die auf den Sinus-Milieus basierenden Milieuhand-

büchern 2005 und 2013 führt doch da und dort zu einzelnen Versuchen der Optimierung. So bekommen Pfarrbriefe ein neues Design, das einer bestimmten, im Pfarrgebiet vermuteten Zielgruppe und ihren ästhetischen (vielleicht auch inhaltlichen) Vorlieben und Interessen besser entsprechen sollen. Auf Stadtebene entsteht ein attraktives kirchliches Wochenblatt, das die lokalen Pfarrbriefe oder Wochennachrichten (nur in wenigen Fällen auch die diözesane Kirchenzeitung) ablösen will. Mancherorts wird die Webpräsenz ansprechender und nutzerfreundlicher gestaltet, auch um der wachsenden Mobilität und der Auflösung der Fixierung auf die Wohnortpfarrei Rechnung zu tragen. Manche Pfarrei überdenkt gar ihre Angebotspalette und entwickelt neue Veranstaltungsformen, die an die Interessen und Bedürfnisse der Menschen im Nahbereich anknüpfen sollen. Manchen Räumlichkeiten tut es gut, wenn mithilfe der Milieustudien das Pfarrheim oder auch der Gottesdienstraum entrümpelt und optisch aufgefrischt wird.

Bei allen Bemühungen aber ist doch erkennbar: Die Initiativen springen zu kurz, wenn es bei einem neuen Anstrich bleibt, das Bestehende allenfalls „aufgehübscht“ wird, fundamentale Anfragen jedoch nicht gestellt bzw. grundsätzliche Veränderungen nicht für notwendig gehalten werden. Die durch die Milieustudien erwiesene Dominanz eher traditionell-konservativ orientierter Menschen, die sich mit

Veränderung ohnehin eher schwer tun und sich zudem in den bislang üblichen Angeboten und Sozialformen von Kirche ja durchaus wohl fühlen, verhindert dies oft. Veränderung ist gar nicht gewollt. Oft verbergen sich hinter vermeintlich attraktiven Bemühungen, Kirche einladender zu gestalten, starke Beharrungstendenzen. Die Enttäuschung ist damit vorprogrammiert und äußert sich in Aussagen wie: „Wir haben doch schon alles versucht, neue Leute haben wir trotzdem nicht erreicht“. Offensichtlich reicht eine offene Kirche allein nicht, wenn der Geruch im Kirchenraum muffig ist, die Beleuchtung keine Atmosphäre aufkommen lässt und der vertrocknete Gummibaum nach wie vor in der Ecke steht – vom unveränderten, mitunter lieblos abgehaltenen Standardprogramm einmal abgesehen.

Zeitgenossen spüren dies schnell. Da kann die Inszenierung noch so attraktiv sein und auch mal Menschen in den Kirchenraum locken, die sonst kaum den Weg dorthin finden. Jüngst sogar im Kölner Dom geschehen, als anlässlich der Gamescom 2016 eine nächtliche Lichtinstallation (<http://silentmod.de/>) in nur drei Tagen fast 50.000 Besucher anlockte, die von Darbietung und (in diesem Zusammenhang neu wahrnehmbarer) Architektur des Domes überwältigt waren. Freilich: Ein neues Interesse an Kirche und Glauben induzierte die Veranstaltung kaum. Mitunter äußerten die Besucher sogar Zweifel, wie ernst es denn der Kirche

mit solcherlei Annäherung an den Zeitgeist sei. Nicht anders geht es jeder Pfarrei: Zumeist bleibt eine „Glaubwürdigkeitslücke“ – das multimedial in Aussicht gestellte (neue) Kirchenbild will erst noch im Alltag eingeholt werden. Das spricht nicht gegen die eingangs dargestellten Schritte der Erneuerung, die aber eben nur ein Anfang sind.

„KOMM UND SIEH“ (VGL. JOH 1,39) – ZWISCHEN EVENT UND STRASSEN- MISSION

Auch der zweite Typus kirchlicher Erneuerung ist nicht völlig neu. Kirche/Gemeinde öffnet ihre Tore, verlässt die eigenen Räume und sucht die wahrnehmbare Präsenz unter den Menschen heute. Das kann eine Beilage zu einer Wochenzeitung sein, die Präsenz in virtuellen Netzwerken und Plattformen, die Vernetzung mit Initiativen und Einrichtungen im Sozialraum, die Mitwirkung an Stadtteilstesten, Bildungsreihen o.ä. Hierunter fallen auch öffentlichkeitswirksame Events, die schon lange vor Erfindung des Weltjugendtages zum Repertoire von Kirche gehörten. Letztlich ist auch die Fronleichnamsprozession nichts anderes, will sie doch Christus unter den Menschen, im Dorf oder Stadtviertel, sichtbar machen. Doch wie bei der Prozession, so ist es auch mit den massenwirksamen Spektakeln wie Weltjugend-, Kirchen- oder Katholikentag: Der Weg führt am Ende wieder in die Kirche hinein. Augenfällig etwa in der

„Nightfever“ genannten Kombination von Straßenmission und Anbetungsstunde, die nach dem Weltjugendtag 2005 europaweit Nachahmer gefunden hat. Junge Menschen laden, mit einem Teelicht bewaffnet, Passanten ein, dieses in der nahegelegenen Kirche vor dem Allerheiligsten anzuzünden und dort zu beten. Kennzeichnend ist also die Bewegung auf die Menschen zu. Ein schlichtes Öffnen der Kirchentüren ist die Voraussetzung, aber nicht ausreichend. Die persönliche Ansprache, face-to-face oder durch eine der Zielgruppe entsprechende Sprache und Ästhetik, ist dabei zentral. Freilich: Ob sich die Eingeladenen in der Kirche dann auch wohl fühlen, bleibt offen.

„GEHEN, UM ZU BLEIBEN“ – KIRCHE BEI DEN MENSCHEN

Noch einen Schritt weiter hinaus wagen sich jene Versuche, die sich als Gründung neuer Gemeinden (Gemeindeformen) verstehen, jenseits, neben oder unter den bereits existierenden Kirchenstrukturen. Viele sind inspiriert durch die Erfahrungen mit Gemeindegründungen in der anglikanischen Kirche („church planting“), die seit gut zehn Jahren neue Erscheinungsformen von Kirche („Fresh Expressions of Church“) hervorbringen. Landesweit koordiniert und unterstützt, hat diese Perspektive zu einer breiten Bewegung und unzähligen Neuansätzen geführt.

Diese neuen Gemeindeformen richten sich in erster Linie an Menschen, die

noch keinen Kontakt zu Kirche haben. Sie wollen Kirche sein auf eine Weise, wie sie diesen Menschen entspricht. Die Angebotsformen sind mal mehr, mal weniger überraschend: Krabbelgottesdienste, Feierabend-Vespern, multimediale Gottesdienste bewegen sich noch im Rahmen des bereits Bekannten. Theologische Gesprächsabende in der Kneipe („theology on tap“), Bibel-Teilen in der Coffee-Bar („café church“) oder ein Stand auf dem Wochenmarkt lassen neue Versammlungsorte und zeitgenössischen Lifestyle in den Blick geraten. Angebote für Spaziergänger im Park, Gottesdienste im Fitness-Studio oder eine Kirche für Skater greifen die Interessen der Zielgruppe auf und bieten Gelegenheit, das Hobby gemeinsam auszuüben, es aber vielleicht auch als Anknüpfungspunkt für eine geistliche Deutung zu nehmen.

Den Beispielen gemeinsam ist das durchaus selbstbewusste Verständnis, eine „church“ (Gemeinde bzw. Kirche) zu sein, d.h. das Angebot hat durchaus offen das Bekanntmachen mit Jesus Christus und seinem Evangelium zum Ziel und richtet sich auf Vergemeinschaftung (in welcher Intensität und auf welche Dauer hin auch immer). (Bei ausreichender Stabilität kann sie durchaus vom Bischof als eine Personalpfarre errichtet werden.) Fresh Expressions nehmen ernst, auf welche Weise die Menschen von heute Kirche sein wollen. Dazu nehmen sie wahr, wie Innovation etwa in der freien Wirt-

schaft funktioniert: Man muss die Kunden möglichst gut kennen (da ist schon seit zehn Jahren die Milieuforschung behilflich), man muss sie vor allem aber auch an der Innovation beteiligen. Die neuen Gemeindeformen sind also keine Produkte, die Kirchenleitungen oder engagierte Gemeindemitglieder für andere erdacht haben, sondern sie entstehen aus dem direkten Kontakt zum Zielpublikum, sind also in gewisser Weise eine Kumulation der zuvor dargestellten Typen: Menschen, die eine Fresh Expression initiieren, öffnen ihre Herzen und lassen die Kirchentüre hinter sich, um den direkten Kontakt zu den Zeitgenossen heute zu suchen – ohne jedoch zu versuchen, sie wieder in die vorhandenen Räume zurück zu zerren. Sie realisieren letztlich ein Grundwort des kirchlichen Selbstverständnisses, das Kirche hierzulande seit gut 60 Jahren einzuholen versucht: Partizipation, Teilgabe und Teilnahme auf Augenhöhe, theologisch gesprochen: Koinonia/Communio. Auf dem Weg der Beteiligung bleiben die Menschen keine Adressaten, sie sind Mitgestaltende und Mitwirkende. Kirche kann so an neuen Orten entstehen auf eine Weise, wie sie den Menschen dort entspricht.

PERSPEKTIVENWECHSEL: FRESH EXPRESSIONS ALS EINE INSPIRATION FÜR ALLE KIRCHLICHEN SOZIALFORMEN

Ein solcher Prozess erfordert ein Umdenken. Es steht nicht die Frage im Vordergrund, wie Menschen von heute in

bestehende Gruppierungen oder neue Gruppierungen in die Pfarrei integriert werden können. Es dominiert die Frage: Womit und auf welche Weise kann Kirche den Menschen hier und heute dienlich sein? Strukturelle Fragen sind nachgeordnet. Im Blick sind primär die Menschen, denen ein Zugang zum Evangelium und letztlich zu einem „Leben in Fülle“ eröffnet werden soll. Also: „Geht hinaus zu denen, die ihr noch nicht kennt!“ Heute scheint sich Kirche am ehesten in kleinen Zellen christlichen Glaubens zu realisieren, kleinen Gruppen, in denen persönlicher Kontakt, Begegnung und Beziehung möglich sind. Solche Beziehungen können aber nicht verordnet werden. Sie sind frei gewählt und wachsen nur dort, wo Menschen gemeinsam Erfahrungen machen, die sie emotional ansprechen, Begegnung mit für sie interessanten Menschen ermöglichen und sie inhaltlich bereichern. Der Beginn, Gemeinde zu werden. – Also: „Macht sie zu Jüngern Christi!“

Solche Formen einer Personalgemeinde hat es auch in der katholischen Kirche immer schon gegeben. Hochschulgemeinden oder fremdsprachige Missionen sind ein Beispiel dafür. Die in den letzten Jahren entstandenen City- und Jugendkirchen sind auf dem Weg dorthin. Die katholischen Jugendverbände in Deutschland sind dem durchaus vergleichbar und überprüfen derzeit ihr Selbstverständnis auf diesem Hintergrund (BDKJ-Bundesleitung: Theologie der Verbände 2015). Solche Gemeinden

sind keine Konkurrenz, sondern eine notwendige Ergänzung zur bestehenden Pfarrestruktur. Sie gilt es als solche anzuerkennen und zu fördern. Damit würde aufgegriffen, was in der anglikanischen Kirche im Anschluss an den ehemaligen Erzbischof von Canterbury, Rowan Williams, als „‘mixed-economy’ church“ bezeichnet wird: die Gleichrangigkeit und wechselseitige Ergänzung bestehender (territorial orientierter) und neuer (personal orientierter) Gemeindeformen. – Also: „Öffnet euer Herz für die Vielfalt kirchlicher Lebensäußerungen!“ •

1 Klaus Peter Hertsch 1989 / Gotteslob Köln Nr. 825.

Milieu-sensible Pastoral in der Pfarre

Arbeitshilfe (Bestellung s.u.)

Die Arbeitshilfe „Entdeckungsreisen“ bereitet die Ergebnisse der Sinus-Milieu-Studie auf, die beschreibt, wie Menschen leben, welche Werte für sie wichtig sind und wie sie sich sozial unterscheiden. Und sie leitet zur Arbeit mit den sogenannten Sinus-Geo-Milieus an, die zeigen, mit welcher Wahrscheinlichkeit welche Milieus im Gebiet einer Pfarre, eines Dekanats etc. anzutreffen sind.

Begleitung von Gemeinden

Zur Erarbeitung von Konsequenzen für das pastorale Wirken in der eigenen Gemeinde bzw. Pfarre oder im Entwicklungsraum stehen Klausurbegleiter/innen zur Verfügung.

Information/Beratung: Mag. Johannes Pesl, Stephansplatz 6/5/561, 1010 Wien, Tel. 01/515 52-3373, j.pesl@edw.or.at, www.erzdioezese-wien.at/pastoraleprojekte



Felicitas Heyne
ist Psychologin und Buchautorin.

Dem Neuen eine Chance geben

„Es ist nie zu spät für einen Neuanfang“ sang der Sänger Clueso im Herbst letzten Jahres – und eroberte damit sofort den Spitzenplatz der deutschen Songcharts. Mal abgesehen von der eingängigen Melodie, hatte er mit seinem Text wohl auch einen Nerv getroffen. Gerade wir Deutschen haben nämlich ein sehr ambivalentes Verhältnis zu Neuanfängen. Ich vermute, dass es in Österreich ähnlich ist. Ein Neuanfang – das passt nicht so recht zu unserem latent dauernd vorherrschenden Grundgefühl der Sorge. In Sachen Versicherungen sind wir Deutschen Weltmeister; wir versuchen uns gegen alle Unwägbarkeiten des Lebens so gut wie möglich zu schützen: Unfall, Unwetter, Alter, Tod. Die „German Angst“ ist sogar zum fest stehenden Begriff im englischsprachigen Raum geworden, so sehr identifiziert man uns auch international mit diesem Gefühl. Angst aber ist einer der größten Feinde des Neuanfangs.

Und trotzdem faszinieren uns Neuanfänge gleichzeitig ungemein: wir bewundern sie, wir sehnen uns nach ihnen, wir feiern sie, wenn sie gelin-

gen – ja, selbst wenn sie misslingen, nötigen sie uns immer noch zumindest einen tiefen Respekt vor dem dahinter steckenden Mut ab. Weil wir eigentlich instinktiv wissen, dass Leben Veränderung und Bewegung bedeutet, nicht Routine und Stagnation. „Wahres Leben bewegt sich nach vorn in unbekannte Bereiche“, schrieb der Psychoanalytiker Wilhelm Reich.

NEUGIER GEGEN VORSICHT

Aus Sicht der Evolutionsbiologie sind diese widerstreitenden Gefühle zum Thema Neuanfang in uns nicht weiter verwunderlich. Zwei unterschiedliche Veranlagungen ringen nämlich miteinander in unserer Psyche um die Vorherrschaft: Zum einen sind Neugierde und die Bereitschaft, sich mit Unbekanntem auseinanderzusetzen, ganz wesentliche Bausteine unseres Wohlbefindens. Denn wenn wir neue und überraschende Erfahrungen machen, wird das limbische System in unserem Gehirn aktiviert. Das Glückshormon Dopamin wird ausgeschüttet und verpasst uns einen Wohlfühl-Kick. Eigentlich ein unwiderstehlicher Reiz

für uns, ständig Neues zu wagen. Wäre da nicht diese andere innere Programmierung, die Mutter Natur uns eben auch mit auf den Weg gegeben hat: Jahrtausende lang haben vor allem diejenigen unserer Vorfahren überlebt, die eher vorsichtig an das Leben herangingen. Die hinter jedem Baum einen Säbelzahn tiger vermuteten und im Zweifelsfall lieber in ihrer heimeligen Höhle sitzen blieben, als zu neuen Ufern aufzubrechen. Die eher die Risiken des Unbekannten sahen als seine Chancen, sie waren es, die uns ihre Gene vererbten.

ANGST UND LUST

Und so sind wir im Grunde ständig hin und her gerissen zwischen der Angst vor und der Lust am Neuen. Psychologisch betrachtet ein klassischer Appetenz-Aversions-Konflikt zwischen einer fast magischen Anziehung und einer zum Schutz gedachten Abwehrreaktion. Es ist sicher kein Zufall, dass es in der deutschen Sprache sogar den Begriff der „Angstlust“ gibt. Die Angstlust beschreibt eine ganz besondere Mischung aus Furcht, Genuss und Hoffnung: man erlebt sie dann, wenn man sich freiwillig einer Gefahr aussetzt, dies aber in der Hoffnung, die Gefahr und die damit verbundene Angst bewältigen zu können und auf diese Weise zu einem guten, einem besseren Zustand zu gelangen. Die Angstlust ist die solide Geschäftsbasis aller Achterbahn-Betreiber und Horrorfilm-Produzenten. Weil diese uns

etwas ganz Exklusives anbieten: die schöne Vorab-Garantie nämlich, dass wir unversehrt aus der Angst hervorgehen werden. Ein gefühltes Risiko ohne echtes Risiko also.

Vom Leben bekommen wir so eine Garantie leider nicht, und das macht es mit den Neuanfängen für uns oft so schwierig. Die Frage, ob ein Neuanfang erfolgreich verlaufen wird, ob er tatsächlich zu einem besseren Zustand als dem aktuellen führen wird, beantwortet sich real immer erst im Nachhinein. Das aber macht uns Angst, richtig Angst. Deshalb verharren wir lieber in unserem bekannten Zustand (selbst dann, wenn er unglücklich ist), als uns der Bedrohung des Unbekannten auszusetzen (selbst wenn wir hoffen, dass das Unbekannte mehr Glück für uns bereithalten könnte). Natürlich, der Status quo birgt eine Menge Probleme und Ärgernisse für uns, sonst würden wir ja gar nicht über eine Veränderung nachdenken. Aber wenigstens sind es bekannte Probleme, vertraute Ärgernisse. Wir wissen, was wir zu erwarten haben. Wir wissen, wie wir damit umgehen, wir haben alles unter Kontrolle. Wenn wir uns ins Unbekannte stürzen, wissen wir nichts mehr mit Gewissheit – wir verlassen unsere Komfortzone. Wir müssen alles oder zumindest vieles von dem aufgeben und loslassen, was wir bisher sicher hatten. Darauf vertrauend, dass wir im Austausch dafür etwas anderes bekommen werden, was besser zu uns passt, was uns weiterbringt, was dafür sorgt, dass wir uns

entwickeln. Hoffend, dass der Gewinn durch den Neuanfang größer sein wird als der Verlust. Und das oft genug auch noch gegen den Widerstand unseres sozialen Umfelds, das uns in der Regel lieber an unserem angestammten Platz sähe.

UMBRÜCHE ALS TEIL DES LEBENS ERKENNEN

Bis wir uns das trauen, muss der Leidensdruck sehr hoch sein. Der Status quo muss uns so unglücklich machen, dass es uns schon beinahe egal ist, was der Neuanfang bringen wird, Hauptsache, er bringt irgendeine Veränderung mit sich. Das bekannte Zitat aus den Bremer Stadtmusikanten (das Märchen ist übrigens auch ein schönes Beispiel für einen Neuanfang!) „Etwas Besseres als den Tod finden wir überall!“ bringt dieses Gefühl auf den Punkt. Oft empfinden wir auch so, wenn wir durch äußere Umstände gegen unseren Willen in einen Neuanfang gezwungen werden: durch einen Jobverlust vielleicht, durch eine Krankheit oder weil der Partner uns verlässt. Dann müssen wir uns bewegen, ob wir wollen oder nicht, weil das Leben uns gerufen und uns einen Neuanfang verordnet hat. Wir können das dann entweder „heiter“ tun, wie Hermann Hesse es in seinem Gedicht „Stufen“ fordert, oder wir können es unter Ächzen und Stöhnen tun. Wofür wir uns entscheiden, liegt im Wesentlichen daran, ob wir es schaffen, Krisen und Umbruchsituationen als natürlichen Teil des Lebens und

als Chance zur Entwicklung wahrzunehmen. Oder ob wir hartnäckig darauf beharren, sie als ungerechte Tortur, die uns das Schicksal antut, in erster Linie abzulehnen und zu fürchten. So oder so – bewegen müssen wir uns.

Manchmal entsteht ein Neuanfang aber auch gar nicht aus einem Leidensdruck heraus, sondern dadurch, dass der Reiz des Neuen so groß ist, dass er gleichsam einen „Sog“ erzeugt. Das sind dann die Neuanfänge, die oft eine besondere Strahlkraft entwickeln, denn hinter diesen Neuanfängen stecken in der Regel echte Leidenschaft, starke Wünsche und Sehnsüchte. Kein „Weg von ...“, sondern ein „Hin zu ...“ Das heißt natürlich noch lange nicht, dass jedem dieser Neuanfänge deshalb automatisch Erfolg beschieden ist – um das zu wissen, muss man nur einmal auf Vox eine Folge von „Goodbye Deutschland!“ über sich ergehen lassen. Aber diesen Neuanfängen ist auf jeden Fall eine besondere Leichtigkeit eigen, die die mit ihnen sonst verbundene Angst verblassen lässt und einen über die unvermeidlichen Anfangsschwierigkeiten einfach hinweg trägt. Ein bisschen so wie bei einer neuen Liebe, die den Liebenden ja auch wie selbstverständlich über sich selbst hinauswachsen lässt. Bei diesen Neuanfängen ist es dann leicht, den von Hesse beschworenen „Zauber“ zu spüren, der jedem Anfang inne wohnt.

Aber ob nun freiwillig oder vom Leben erzwungen, ob erfolgreich oder nicht:

ein Neuanfang ist immer gut für uns. Er fordert uns heraus, holt uns aus der Trägheit des Immer-Gleichen und trainiert unsere geistige und seelische Flexibilität. Er reißt uns aus der Routine, in der wir uns eingerichtet haben. Er macht uns wieder bewusst, dass wir Gestalter unseres Lebens sind, dass wir Einfluss nehmen können und auch müssen, wenn es als Ganzes gelingen soll. „Am Grab der meisten Menschen trauert, tief verschleiert, ihr ungelebtes Leben“, hat Georg Jellinek, ein deutscher Soziologe einmal gesagt.

NEUANFANG IM KLEINEN TESTEN

Was können wir also tun, um mehr Neues zu wagen? Am wichtigsten ist sicherlich, die Angst auf den ihr zustehenden Platz zu verweisen: als Dienerin nämlich, nicht als Herrin unserer Entscheidungen. Das geht meist gut mit einer Reihe von Fragen: Was kann schlimmstenfalls passieren, wenn ich den Neuanfang wage? Und wie wahrscheinlich ist dieses Worst-case-Szenario? (Meist nicht sehr wahrscheinlich.) Lässt sich der ganz große Neuanfang vielleicht im Kleinen testen? Ich könnte damit beginnen, erst einmal jeden Tag eine Stunde in die Realisierung meines Neuanfangs zu investieren (indem ich z. B. Italienisch lerne, bevor ich ernsthaft mit dem Landgut in der Toskana liebäugle). Ich könnte von 100% Arbeitszeit auf 80% reduzieren und in der frei werdenden Zeit endlich mit dem Romanschreiben beginnen. Ich könnte Bücher oder Biographien

von Leuten lesen, die etwas Ähnliches getan haben, wie es mir für meinen Neuanfang vorschwebt – auch das kann sehr inspirierend sein. Vielleicht kann ich meinen Neuanfang sogar einmal ein wenig „auf Probe leben“: Wenn mein Traum lautet, auf dem Land einen Bauernhof zu haben, könnte ich ja erst mal mit acht Wochen Urlaub auf so einem Hof beginnen. Aber bitte unter Realbedingungen, nicht im Rahmen eines All-inclusive-Arrangements, bei dem mir die Bäuerin morgens das Frühstück ans Bett bringt!

„Alt sein ist ja ein herrliches Ding, wenn man nicht verlernt hat, was anfangen heißt“, soll Martin Buber gesagt haben. Befragt man alte Menschen, bekommt man immer wieder in erstaunlicher Übereinstimmung zu hören, dass sie rückblickend nur die Dinge bereuen, die sie nicht gewagt haben. Selbst Misserfolge und Fehlentscheidungen werden im Nachhinein als vielleicht zwar manchmal schmerzhafte, aber immer wichtige Erfahrungen wahrgenommen. Je mehr neue Impulse und Ideen wir in unserem Leben zulassen, desto besser für unsere Psyche. Selbst das alt bekannte Phänomen, dass die Zeit immer schneller zu vergehen scheint, wenn man älter wird, hat nur damit zu tun, dass sich in unserem Leben zu viel Routine und zu wenig Neuanfang findet.

Und wie ist das bei Ihnen? ●



ao. Univ. Prof. Dr. Markus F. Peschl
ist Professor für Wissenschaftstheorie und
Kognitionswissenschaften an der Universität Wien.

Innovation als Hinhören auf das, was entstehen will

Zukunftsorientierte Innovation und der Blick der Weisheit

WARUM INNOVATION?

Die Geschichte Gottes mit der Menschheit war immer schon (auch) eine Geschichte der Innovation: begonnen bei der Erschaffung der Welt (wie man auch immer zu dieser Frage steht, so ist alleine schon das Faktum der „creatio ex nihilo“ wahrscheinlich der grundlegendste kreative/innovative Akt), die Ausstattung des Menschen mit einem Verstand, über diverse „Überraschungen“ und Wendungen in der Geschichte des Volkes Israel, das Zulassen der Freiheit des Menschen, die Art der Interaktion und Kommunikation Gottes mit den Menschen, bis hin zur Menschwerdung Christi, der „disruptiven Stärke“ in der absoluten Schwäche seines Todes und die Aussendung des Hl. Geistes und seiner Wirkung bis heute.

Warum überhaupt innovieren? Wäre die Welt perfekt, würde es keiner Innovation oder keines Designs bedürfen. Wären alle Bedürfnisse und Ziele befriedigt, benötigten wir auch keine Mittel,

um diese zu erreichen. Die Realität zeigt sich jedoch voller Unzulänglichkeiten, die wir uns zum Teil selber geschaffen haben; ein kreativer Geist ist erforderlich, der mit diesen „Mängeln“ auf innovative Weise zurechtkommt. In vielen Fällen bedarf es des Neuen in Form neuen Wissens, neuer Sicht- und Herangehensweisen, Innovationen, oder auch der Kunst, um jene Räume des Möglichen zu füllen (oder gar zu schaffen), die ihrer Perfektion – oder zumindest ihrer Verbesserung – harren. Also, etwas zu schaffen, was noch nicht existiert. Das ist es, worum es wesentlich bei Innovation geht.

Abseits des ökonomischen Gedankens der Effizienzsteigerung oder der Gewinnmaximierung steht Innovation in der Pflicht, Bedürfnisse/„user needs“ zu identifizieren, zu verstehen, zu erfüllen, oder diese in manchen Fällen vielleicht sogar erst zu schaffen. Letztlich geht es bei Innovation doch darum, Bedingungen zu schaffen, die die Lebensqualität

in solch einer Weise erhöhen, dass sie den Menschen dabei unterstützen, bestmöglich seine/ihre Potentiale und Fruchtbarkeit zu entfalten. Dass dies bei den wenigsten Innovationen auch wirklich der Fall ist, steht auf einem anderen Blatt. Interessant ist jedoch die Frage, wie man solche Arten der zukunftsorientierten und zutiefst menschlichen Innovationen hervorbringen kann, und welcher Grundlagen, Ansätze und „mindsets“ es dafür bedarf. Es geht um die Frage nach fruchtbarer, verantworteter und nachhaltiger (und damit meine ich keineswegs eine auf ökologische Aspekte verengte Sicht auf Nachhaltigkeit) Innovation, die von Sinn getrieben ist – also in gewisser Weise „Innovation aus der Perspektive der Weisheit“. Ausgestattet mit einem Verstand, hat der Mensch nicht nur die Fähigkeit, seine Umwelt wahrzunehmen, über sie nachzudenken, logische Schlüsse zu ziehen, etc., sondern auch zu planen, das zu „sehen“, was (noch) nicht da ist, kreativ zu sein, zu handeln und letztlich seine Realität (neu) zu *gestalten*. In anderen Worten, der Mensch ist fähig, *Neues hervorbringen*. Dies ist eine kreative Kraft und Fähigkeit, die jede/r in sich trägt, die sich ganz besonders in Kindern findet, oft in der Kunst, Wissenschaft, Wirtschaft bis hin zu alltäglichen Bereichen der Erziehung oder etwa der Tätigkeit des Kochens. Wahrscheinlich kommt in dieser kreativen Kraft sogar das höchste Potential des Menschen zum Ausdruck, da es eine Form von Fruchtbarkeit darstellt. In vielen Fällen wird diese Kraft jedoch verschüttet und nicht genügend

entwickelt. Häufig trägt unser (Aus-) Bildungssystem, unser Verständnis von Lernen und Lehren, ebenso wie unsere Sicht auf Wissen das Seinige dazu bei.

In diesem Kontext ist es wichtig festzuhalten, dass Innovation nicht auf Kreativität, „gute Ideen“ oder neues Wissen reduziert werden darf, obgleich diese die Basis für Innovation darstellen. Innovation wird erst dann zu einer Innovation, wenn neues Wissen oder eine Idee erfolgreich *umgesetzt* ist und sich in ihrem jeweiligen Kontext *bewährt*. Die Kriterien des Erfolges hängen vom jeweiligen Kontext und Wertesystem ab.

VON DER SCHWIERIGKEIT DER HERVORBRINGUNG DES NEUEN

Warum fällt es uns manchmal so schwer, Neues hervorzubringen? Die Erfahrung zeigt, dass das Hervorbringen des Neuen nicht mechanistisch und durch Befolgen von Regeln oder Rezepten „gemacht“ werden kann. Im Stehen vor einer leeren Leinwand, im Sitzen vor dem weißen Blatt Papier erfahren wir – trotz unserer Expertise und technischen Fähig-/Fertigkeiten – eine gewisse Angewiesenheit auf etwas, was wir nicht aus uns alleine „erzeugen“ können, auf etwas, was von „Außen“ kommt, was uns in gewisser Weise übersteigt; sei es eine Inspiration, eine Idee, ein genialer Gedanke, ein Bild, eine Melodie, ein Thema, etc. Es wäre wahrscheinlich vorschnell, hier gleich ausschließlich das Wirken Gottes oder des Hl. Geistes zu bemühen. Jedoch scheint diese

Erfahrung des „Angewiesen-Seins“ zumindest ein Verweis darauf zu sein, dass uns in solchen Situationen diese Aufgabe übersteigt und nicht mehr ausschließlich in unserer Hand liegt.

Neben einer Phantasielosigkeit, die wir uns oft selber aus einer gewissen Unzulänglichkeit zuschreiben, gibt es „handfeste“ neuro- und kognitionswissenschaftliche Gründe, warum es uns so schwer fällt, Neues hervorzubringen: die sog. „predictive mind hypothesis“ gibt uns empirische Evidenz, dass unser Gehirn wie eine „prediction machine“ arbeitet. Unsere kognitiven Fähigkeiten basieren auf bereits gemachten Erfahrungen und Wissen, welche wir im Prozess der Wahrnehmung als Hypothesen in die Welt projizieren, um diese vorherzusagen. Das bedeutet, dass unser Gehirn die meiste Zeit damit beschäftigt ist, seine Hypothesen in der Welt zu überprüfen. Das impliziert im Extremfall, dass Dinge, von denen wir keine Erfahrung/Wissen haben, einfach nicht wahrgenommen werden (können). Auf unsere Frage des Neuen bezogen bedeutet das, dass wir das Neue oder das, was potentiell neu sein könnte, einfach nicht sehen (können) und eher damit beschäftigt sind, bestehende/ bekannte Muster in der Welt zu suchen/ finden bzw. Umweltereignisse in diese einzuordnen. Aus solch einer Perspektive wird schnell klar, dass es nahezu unmöglich ist, Neues zu erzeugen. Nur in „Sonderfällen“ – wenn die Irritation so groß ist, wenn ein Umweltzustand überhaupt nicht mehr in bestehendes

Wissen einzupassen ist – sind wir aufgefordert, über das bereits Bestehende und Gewusste hinauszugehen und neue Perspektiven zu entwickeln.

Sieht man sich die meisten Innovationen an, so entdeckt man, dass diese genau diesem vergangenheitsgetriebenen Muster entsprechen: es handelt sich um sog. *inkrementelle Innovationen*, also um Innovationen, die an einem Produkt oder einer Dienstleistung nur ein oberflächliches Detail verändert haben (z.B. die Farbe, die Form, eine kleine Funktionalität). Bestehendes wird genommen und ein wenig adaptiert. Die große Veränderung bleibt aus. Dem gegenüber stehen sog. *radikale Innovationen*, die etwas grundsätzlich Neues hervorbringen (z.B. das Internet, die Revolutionierung des (Buch-)Handels durch Amazon, etc.). Häufig sind solche radikalen Innovationen jedoch nicht erfolgreich, da sie „zu kreativ“, zu früh, unverständlich (vgl. manche Ansätze in der modernen Kunst), zu sehr „out-of-the-box“ oder nicht anschlussfähig zu den kognitiven Kategorien und Bedürfnissen der „user“ sind.

Wie weiter oben angedeutet, besteht die wahre Kunst der Innovation darin, Neues zu schaffen, das einerseits wirklich (im Sinne von radikal) neu ist und zugleich ein tiefes menschliches Bedürfnis trifft, dessen Erfüllung anschlussfähig ist und zu mehr Fruchtbarkeit führt. Diese Spannung nennt man das Innovationsparadox, welches man mit herkömmlichen Kreativitätstechniken

oder „wild brainstormings“ nur unzureichend lösen kann.

ZUKUNFTSORIENTIERTE INNOVATION ALS LERNEN AUS DER ZUKUNFT

Wenn unsere kognitiven Aktivitäten scheinbar eher ein Hindernis als ein Ermöglicher für das Neue sind, stellt sich die Frage, wie ein möglicher alternativer Ansatz zu klassischen Vorgehensweisen (z.B. inkrementelle Innovation oder Kreativitätstechniken) aussieht? Der Vorschlag ist, klassische Ansätze in zweifacher Hinsicht auf den Kopf zu stellen:

- (i) Das Hervorbringen des Neuen beginnt nicht primär im Kopf und ist nicht primär das Resultat unserer eigenen (vergangenheitsgetriebenen) Ideen, sondern *das Neue findet sich in der Realität selbst*.
- (ii) Wir beginnen nicht, Wissen aus der Vergangenheit in die Zukunft zu projizieren oder zu extrapolieren, sondern *aus der Zukunft her zu lernen*, „learning from the future as it emerges“.

Wir verstehen die Realität als einen sich über die Zeit entfaltenden Prozess, in dem wir als kognitive Systeme zu jedem Zeitpunkt intervenieren und die sich entfaltende Dynamik beeinflussen können. Konkret kann man sich dies so vorstellen, dass wir z.B. die Möglichkeit haben, neue Artefakte (z.B. Innovationen, neue Produkte, Kunstwerke, etc.) zu produzieren, indem wir uns der Bausteine und Dynamik der Realität bedienen, sie neu zusammenfügen, etc. Wir können dies auf klassische Weise tun, indem wir unsere eigenen Ideen und Vorstellungen in

die Welt projizieren und versuchen, diese dort zu realisieren. In gewisser Weise versuchen wir, unsere Umwelt mit unseren eigenen Ideen „unter Kontrolle“ zu bekommen bzw. sie unseren Ideen und Vorstellungen entsprechend anzupassen oder zu manipulieren. Beispiele dafür sind Produkte, die mit aller (Marketing-) Gewalt in den Markt „gedrückt“ werden und die versuchen, „user“ dahingehend zu manipulieren, dass ihnen vorge-täuscht wird, dass es sich um „sinnvolle“ und „erfüllende“ Produkte handelt.

Eine alternative Herangehensweise wäre, zuerst *Zukunftspotentiale* zu identifizieren, diese in ihrer tiefen Bedeutung zu verstehen und ernst zu nehmen und bereits heute im Sinne eines Inkubationsprozesses zu entwickeln und zu ermöglichen. Dieser Ansatz ist von der Frage geleitet: „Was will in Zukunft entstehen und was können wir bereits heute aus der Zukunft lernen und tun, um sie fruchtbar werden zu lassen?“ Wir lassen uns also *nicht* so sehr von unserem *eigenen Denken*, was entstehen *soll*, leiten, sondern von dem, was *noch nicht da ist* und dem, was *aus der Realität entstehen will*. Wir setzen uns der Realität aus, nehmen eine Haltung des genauen Hinhörens, der Offenheit, aber auch der Verletzlichkeit ein, wir beobachten, respektieren, was an Gutem da ist, versuchen, es zu verstehen und in das Wesen der sich entfaltenden Realität einzutauchen, wir werden sensibel für Potentiale und Möglichkeiten, die nicht offensichtlich und nur ganz leise zu vernehmen sind, etc.

In gewisser Weise müssen wir eine *demütige Haltung* einnehmen, die uns u.U. abverlangen kann, dass wir unsere lieb gewonnenen Vorstellungen hinter uns lassen müssen, da uns die sich entfaltende Realität etwas anderes lehrt, als wir erwarten oder wünschen würden. Zusammenfassend muss uns bewusst sein, dass all dies Aktivitäten und Haltungen sind, die der Dynamik unserer heutigen Welt, die häufig von Kontrolle und Manipulation geprägt ist, gegenläufig sind und einen „Blick der Weisheit“ auf die Welt und den Menschen voraussetzt.

In diesem Sinne handelt es sich hier um einen „bescheidenen“ Ansatz, da wir einen nicht unbeträchtlichen Teil der (epistemischen) Kontrolle aufgeben müssen. Interessant ist, dass solch eine Vorgehensweise impliziert, dass wir *existenziell betroffen* sind: Innovation und die Hervorbringung des Neuen wird nicht nur als eine kognitive und distanzierte kreative Aktivität verstanden, sondern bedeutet auch, dass wir uns ganz auf die Realität einlassen, in gewisser Weise mit ihr eins werden müssen. Der Fluss der sich entfaltenden Realität vereint sich mit dem Fluss unserer kognitiven und emotionalen Aktivitäten und sucht nach den in dieser Einheit entstehenden Potentialen. Dies ist nicht in einem esoterischen Sinne zu verstehen, sondern als ein Prozess der „Co-Creation“, in dem die Realität uns verändert und wir in reziproker Weise unsere Realität verändern, dabei Neues hervorbringen oder neue Nischen

schaffen, die wiederum auf uns zurückwirken bzw. der Ausgangspunkt für neue Möglichkeitsräume sind.

Theologisch gewendet bedeutet dies, dass wir – trotz unseres Verstandes und unserer Fähigkeiten – eine gewisse Abhängigkeit vom Seienden eingestehen müssen, dass wir nicht alles beliebig kontrollieren und „machen“ können, und trotzdem „(co-)kreativ“ in dieser Welt intervenieren können. Dies ist zugleich eine Herausforderung, aber auch eine Entlastung, da wir nicht die gesamte Last der Kreativität alleine tragen müssen. Dies bedeutet nicht, dass wir uns in Untätigkeit und Passivität üben sollen; im Gegenteil: es geht im Grunde um die höchsten Fähigkeiten unseres Denkens und Fühlens, um Weisheit, um das feine Hinhören und tiefe Verstehen dessen, was leise entstehen will und das Potential hat, die Welt fundamental zu verändern und sie zu menschenwürdiger Fruchtbarkeit zu führen. ●

Weiterführende Literatur

Cooper, R. (2006). *Making present. Auto-poiesis as human production. Organization*, 13(1), 59–81.

Dodgson, M., & Gann, D. (2010). *Innovation. A very short introduction. Oxford: Oxford University Press.*

Ingold, T. (2013). *Making. Anthropology, archaeology, art and architecture. Abingdon, Oxon; New York, NY: Routledge.*

Vincent, L. (2017). *Innovation Theology: A Biblical Inquiry and Exploration. Wipf and Stock Publishers.*